

Hans-Jürgen Brandt

Spuren

Bruchstücke und Episoden
aus meinem Leben

Inhalt

Kindheit im Dritten Reich (1931-1945)

1. Mein Vater
2. Meine Mutter
3. Mein Freund Günther Bruns (1940-1946)
4. Hommage an Jochen Stahlberg (1941-1949)
5. Trümmer – Enttrümmern. Trümmerfrauen? Trümmerr Männer! (1945)

Ostzone und DDR (1945-1962)

6. Die Igelit-Story (Dessau, 1949: Café und Kunststoff)
7. Topinambur und Dreipfünder (1949: Hungern für den Lehrer)
8. Weihnachtsmann in Nöten (um 1952: Eine Reise von Leipzig nach Dessau)
9. Eine unerhört erfreuliche Maßnahme (1954: Ein „systemkritischer“ Aufsatz)
10. Mein Freund Willi Schrader
11. Das war *Honeckwood* von gestern (1957-1962: Filmregie in Babelsberg)
12. Hören, Sehen, Wiedersehen (1957: Berlin, Tag des Rundfunks)
13. Der unendliche Traum (1962: Flucht)

Im Westen (1962-1997)

14. Witz mit Gewehr und die Folgen (1965)
15. Der letzte Mann (1964–1967, Schulfernsehen in München: Bei einem Filmarchivar)
16. Schweden 1967 (Blitzbildung für Ost und West in zehn Tagen)
17. Lernen und Lehren in Frankfurt und Trenton (1971–1979)
18. Entwicklungshilfe am Beispiel Jordanien (1985)
19. Filmkritik und *Fulbright Fellow* (1993–1997)

Rückblicke (1945–2006)

20. Der späte Beginn einer wunderbaren Freundschaft (1945/2002)
21. Rede zum Tag der Deutschen Einheit am 3.10.2006

Anhänge

- Anhang I Tabellarischer Lebenslauf
- Anhang II Ankündigungen von Antritts- und Abschiedsvorlesung
- Anhang III Fotoeckpunkte

Kindheit im Dritten Reich (1931-1945)

1. Mein Vater

Mein Vater, Sternzeichen Löwe, war klein, schmal, später leicht gebeugt – mit Geheimratsecken und sich langsam zur Tonsur auflichtendem Haupthaar (Abb. S. →). Er wies äußerlich nichts von dem ihn seit Geburt begleitenden Himmelszeichen auf, ja, er trug, seitdem ich denken kann, eine Brille. Als eine Art Universalgenie kochte er immer sonntags und machte den Braten. Ja, ich glaube, meine Mutter hat von ihm das Kochen gelernt. Und er beherrschte die verschiedensten Instrumente – bis auf die Geige. In der Wohnung meines Großvaters übte er auf seiner Geige unermüdlich Etüden – bis es diesem zuviel wurde. Mein Großvater (Abb. S. →) verbat sich „dieses ewige Gefiedel“.

In einem Wutanfall zerbrach mein Vater das Instrument über seinem Knie. Dafür spielte er später traumhaft Mandoline und beherrschte die so wenig bekannte Okarina.

Von meinem Vater hängen in meinem Wohnzimmer zwei treffende Rötzelzeichnungen, eine Zeichnung von meiner Mutter und ein Selbstportrait. Die Ölgemälde von ihm kann ich nicht alle bei mir aufhängen.

In der Zeit der großen Arbeitslosigkeit bastelte er für mich alle Spielzeuge, die man sich damals wünschen konnte: eine große blaue Lokomotive, zwei Güterwagen, von denen einer zwei Schiebetüren besaß, so dass verschiedene andere Spielzeuge hineingelegt werden konnten. Weiter gab es einen braunen im Körper beweglichen Dackel und einen

hoppelnden Hasen. Alles auf Rädern und zum Hinterherziehen. Natürlich aus Holz und beispielhaft bemalt. In unserem Familienalbum gibt es ein Foto von mir, auf dem ich auf meinem Stühlchen sitze und alle meine Tiere um mich herum versammelt habe. Natürlich wollte ich damals Zirkusdirektor werden. Später bekam ich einen Dolch aus Holz, der unserem Brieföffner nachempfunden war. Für ihn, als einen gelernten Schlosser, musste ich natürlich ein zentrales Werkzeug kennenlernen: den Hammer. Ich erhielt den Hammer aber ganz aus Holz, also Stiel und Hammerkopf aus demselben Material. Selbstverständlich war alles solide und robust gefertigt. Das hatte schlimme Folgen. Im Schlafzimmer meines Großvaters, in dem auch ich neben ihm schlief, stand ein großer weißer Kachelofen. Als ich wieder einmal ganz allein in dem Zimmer spielte und es mir mit dem Hinunter- und Herausrutschen unter den Betten zu langweilig wurde, holte ich den Holzhammer hervor. Ich begann ihn unten am Kachelofen auszuprobieren. Es gelang mir sehr schnell und erfolgreich, die Glasur der weißen Kacheln Stück für Stück abzuschlagen. Am Ende fand ich den unteren Teil des Ofens beachtlich verändert. Für meine Eltern und meinen Großvater war das eine Katastrophe, denn unser bärbeißiger Hausbesitzer wohnte mit im Haus. Wie sollten wir bei der kargen Rente meines Großvaters und dem geringen Verdienst meines Vaters die Reparatur bezahlen? Da half auch der Ausklopfer meiner Mutter, mit dem ich es danach zu tun bekam, wenig.

Als wir 1941 in Dessau endlich eine Wohnung bekamen und mein Vater nicht mehr von Roßlau nach Dessau zu den *Junkers*-Werken fahren musste, hatten wir das Glück, dass zu der Wohnung direkt vor dem Schlafzimmer ein kleiner Garten gehörte, achtzig Quadratmeter. Dieser half uns in Zeiten knapper Lebensmittel – alles war rationiert –, den größten Hunger zu lindern. Ein besonderes Hilfsmittel waren da die Kaninchen. Ein Kaninchenstall musste her. Platz dafür

gab es auf einmal. Ich weiß heute noch nicht, wo mein Vater die Bretter, das Drahtgitter für die Türen und die Dachpappe für das Dach her bekam. Die ersten Kaninchen, die wir hatten, waren *weiße Wiener*. Diese überzüchtete Rasse hatte jedoch einen genetischen Fehler. Die Tiere bekamen immer die Schüttellähmung, an der sie schnell starben. Also wechselten wir zu den *belgischen Riesen*, die wir von dem Freund meines Vaters, dem Meister Große, bekamen. Mit dem Sohn von Herrn Große ging ich zur selben Schule, dem Goethe-Gymnasium im *Bauhaus*. Gerhard Große war allerdings in einer Parallelklasse. Die *belgischen Riesen* gediehen prächtig, unsere Zucht wuchs. Leider mussten wir trotz der väterlichen Freundschaft für jede Paarung zahlen, und bei einem erfolgreichen Wurf hatten wir außerdem noch mindestens zwei Junge abzuliefern. Das war jedoch das geringste Problem. Die größte Schwierigkeit bestand darin, das Futter für die wachsende Kaninchenschar zu beschaffen. Bewaffnet mit einem Marmeladeneimer zog ich los, um bei gutbekannten Familien Kartoffelschalen einzusammeln. Fast nie bekam ich den Eimer wirklich voll. Zu allem Übel landeten die Schalen hin und wieder auf der Herdplatte, wo sie gebraten wurden. Also musste anderes Futter her. Da bot sich geradezu der hochwachsende Beifuß an, der überall als Unkraut wucherte, wenn er nicht schon von anderen Futtersuchenden abgeerntet worden war. Immerhin blieben die großen Strünke, die wegen der festen Stiele weniger Blätter boten, aber schnell den großen Luftschutz-Papiersack füllten. Die Papiersäcke waren ursprünglich die Hüllen für die Luftschutzbetten. Mein Vater, der seine Lieblinge unter den Kaninchen hatte, fütterte sie oft mit einigem leckeren Grünzeug aus dem Garten, das sie gern fraßen. Wenn sie aber alle gierig an das Drahtgitter stürzten, schaute er gründlicher nach. Fand er dann die abgefressenen zurückgebliebenen Beifußstrünke, musste ich noch einmal los, um weiteres Futter zu besorgen.

Ganz in der Nähe des benachbarten Ortsteils Alten entdeckte ich eine neue Möglichkeit: Auf einem Acker wurden Lupinen angebaut. Mit einer Sichel, die wie eine verkürzte Sense geformt war – also nicht wie die Sichel im Banner der Sowjetunion –, zog ich mit meinem Strohsack los und begann schnell, die Lupinen hineinzustopfen. Doch bevor ich mein Tagessoll erfüllt hatte, tauchte der Bauer auf. Mit dem Sack und der Sichel darin begann ich so schnell wie möglich davon zu laufen. Jetzt erwies sich die schnell sichelnde Kleinsense als sehr hinderlich. Durch das Auf und Ab des schwingenden Sacks bohrte sie sich durch den Sack und hackte mir in die Wade. Es schmerzte heftig. Das steigerte jedoch mein Tempo. Ich lief wie um mein Leben. Der Bauer gab schließlich auf. Atempause. Erst jetzt merkte ich, wie mir das Blut am Bein herunterlief. Immerhin hatte ich einen halbvollen Sack mit Lupinen für unsere Kaninchen gerettet, da war mir die beachtliche Wunde egal. Den Rest stoppelte ich mit Beifuss und brav gesammelten Kartoffelschalen zusammen.

Zu meinen Aufgaben gehörte auch, im Sommer die am Dach des Stalles befestigten leeren Säcke zur Kühlung zu befeuchten. Wie das bei Jugendlichen so ist, hatte ich es an einem sehr heißen Tage wieder einmal nicht getan. Zwei Jungtiere hatten die zu große Hitze nicht ausgehalten und lagen im Koma. Meine Mutter beauftragte mich, die vom Tode bedrohten Tiere zu schlachten.

Nun muss man wissen, dass wir zwar alle gern Kaninchenbraten aßen, aber meine Mutter und ich vor dem Schlachten flüchteten. Mein Vater, der an jenen seltenen Fleischfesttagen auch den Braten bereitete, übernahm wie selbstverständlich das Schlachten. Meine Mutter und ich sahen beim ersten Schlachten genau zu. Zuerst betäubte mein Vater das ausgewählte Tier mit einem Hammerschlag auf den Kopf, dann schnitt er mit einem sehr scharfen spitzen Messer die Halsschlagader auf. Sei es, dass er an einem Tag nicht richtig betäubt hatte oder die Ader nicht

genau traf, jedenfalls schrie das Kaninchen wie ein schmerzerfülltes kleines Kind. Von dem Tage an blieben wir beim Schlachten nicht mehr in der Wohnung.

Aber diesmal musste ich ran. Mein Vater war nicht da, und ich musste die karge, seltene Fleischration retten. Ich wusste, wie ich vorzugehen hatte – und das gleich zweimal. Das Schlachten verlief so, dass kein Laut zu hören war. Mein Vater hatte, um das Fell abzuziehen, eine Art eisernen Bügel angefertigt, an dem die beiden vorderen Läufe aufgehakt wurden. Das ging bei mir gut, da die Tiere noch dünn waren, sich also leicht abziehen ließen. Als mein Vater am Abend wiederkam, lagen die Jungtiere ausgeweidet und bratenfertig auf dem zuklappbaren Abwaschtisch. Mein Vater sagte kein Wort. Dieses Schweigen war der schlimmste Vorwurf, der mich je traf.

2. Meine Mutter

Das erste Wort, das ich nach Auskunft meiner Mutter (Abb. S. →) zu sprechen versuchte, lautete *Bubbabong*. Was soviel wie Luftballon heißen sollte. Ich erinnere mich noch gut an den Geruch und die Auslagen des Seifengeschäfts *Lamperts* in Roßlau, wo ich oft nach dem Einkauf einen aufgeblasenen Luftballon erhielt, der an einem Kupferdraht befestigt war. Am Ende klemmte eine konisch gedrehte Spirale den Ballonnippel fest. Der Seifenduft dieses Geschäfts blieb in meinem Gedächtnis und führte bei mir als kleiner Junge zu merkwürdigen Handlungen. Als meine Mutter wieder einmal im Krankenhaus lag und sich das Krankenzimmer mit vielen anderen kranken Frauen teilen musste – man sollte daher eher von einem Krankenhaussaal sprechen –, wanderte ich von Nachttisch zu Nachttisch der anderen Patientinnen und probierte deren Toilettenseife. Ich biss einfach hinein, unter heftigem Protest meiner Mutter. Immer wieder versuchte ich es bei all den herrlich duftenden

Stücken. Ich konnte es einfach nicht glauben, dass etwas, was so gut roch, nicht auch so gut schmeckte. Natürlich lachten die Frauen darüber, denn es blieb bei einem Biss, bis auch die letzte Patientin mir ihr Seifenstück gereicht hatte und ich enttäuscht von dem bitteren Geschmack endlich aufhören musste.

Die Faszination der glatten und schönen Formen der Toilettenseife, ihr betörender Duft, blieb mir für immer erhalten. Besonders schmerzlich empfand ich daher den Verlust während des Krieges, als es nur Tenseife (RIF 42) gab, die kaum schäumte und ganz ohne Parfümierung geliefert wurde. Die sogenannte *Schwammseife* aus dieser Zeit schäumte zwar, verbrauchte sich aber wegen ihres hohen Luftgehalts rasend schnell. Natürlich roch sie ebenfalls nicht. Meine Mutter hatte sich aber aus Vorkriegszeit etliche Toilettenseifenstücke aufbewahrt, die zum Beduften im Kleiderschrank versteckt gelagert waren. Als ich sie entdeckt hatte, kam zunächst ein klares *Nein*. „Wer weiß, wann es wieder welche gibt! Vielleicht erst, wenn der Krieg zu Ende ist. Also allenfalls zu Weihnachten und zu Ostern können wir sie einweihen.“ Noch heute lege ich mir exquisite Toilettenseifenstücke in meinen Kleiderschrank, um mit ihrem Duft meine Wäsche zu veredeln.

Schon als Kind schlief ich gern. Wie mir meine Mutter erzählte, konnte ich mich mit den Holzklammern im Bett stundenlang beschäftigen und schlief darüber regelmäßig ein. Später, als ich aus den Klammern schon Flugzeuge zusammensteckte, überfiel mich die Müdigkeit, und ich dusselte manchmal ein. Als ich als Student regelmäßig am Wochenende mit dem frühen Zug um sechs Uhr von Dessau nach Leipzig fuhr, weckte mich meine Mutter so spät wie möglich. Sie gab mir für das eingesparte Frühstück, dick mit Butter beschmierte Brötchen mit, die ich im Zug verzehren konnte. Noch heute liebe ich das lange morgendliche Ausschlafen. Wenn mich dann aber meine liebe Partnerin zärtlich weckt und dabei leise stöhnt: „Ich habe ja so einen

entsetzlichen Hunger“, bequeme ich mich endlich, mit ziemlichem Schuldgefühl aufzustehen und mich im Schnellgang zu waschen und anzuziehen.

Als Junge träumte man von einer Hose mit vielen Taschen. Die Matrosenanzüge der damaligen Zeit, ob in weiß mit blauen Kragen oben oder in blau mit weißem Kragen, selbstverständlich mit Schlips, hatten überhaupt keine Taschen in der Hose. So nähte mir meine Mutter aus vorhandenem grünen Stoff eine Hose, aber nur mit *einer* Tasche. Ich war tief enttäuscht. Es gab doch so viele Sammel- und Fundstücke: Bindfäden, herrlich glatte Steine mit seltsamen Färbungen, Glasmurmeln und und und ... Wo sollte man damit hin? Das Argument, dass es so schwierig sei, eine Hosentasche aus festem speziellen Taschenstoff zu nähen, ihn womöglich zu kaufen, wo wir doch für alles so wenig Geld hatten, überzeugte mich nicht. Meine Mutter hatte die eine Tasche aus einer alten Hose meines Vaters mühselig zusammengenäht. So trug ich die grüne Hose nur ungern. Da der Matrosenanzug immer nur sonntags zum Ausgehen getragen wurde, war mir die taschenlose Hose des Anzugs egal. Zum Sammeln und Finden gab es bei solchen Gelegenheiten sowieso keine Möglichkeit.

Meine Mutter war eine wunderbar fröhliche Frau, trotz ihrer Gehbehinderung und ihrer vielen Operationen. Sie konnte so herzhaft und ansteckend lachen, dass man einfach mitlachen musste. Und sie konnte ergreifend schön singen. Während mein Vater nur brummte, dafür aber herrlich Mundharmonika oder Okarina spielte, zu Weihnachten sogar zur Mandoline griff, fanden zu diesem Fest und zu meinem Geburtstag unvergessliche Konzerte statt. Durch meinen Vater inspiriert, hielt ich bald mit der Mundharmonika mit, sogar mit eingelegtem Zungenschlag. Später kam bei mir noch die Ziehharmonika dazu, die ich aber nur ohne Noten handhabte. Dafür konnte ich dabei unbeschwert singen. Am liebsten hörte sie, wenn mein Vater nicht in der Nähe war, von mir das Lied: „Alle, die Weiber

und Branntwein lieben, müssen Männer mit Bärten sein. Jan und Hein und Klaas und Pit, die haben Bärte, die haben Bärte, die fahren mit.“ Natürlich mit Ziehharmonikabegleitung. Weder mein Vater noch ich trugen jemals einen Bart.

Mein Vater war ein Universalgenie, aber auch ein Patriarch. Nur meiner Mutter gelang es von Zeit zu Zeit, ihn zu überlisten.

Die Zeiten vor dem Krieg waren hart für uns, mein Vater fuhr im Sommer mit seinem Fahrrad früh um fünf Uhr von Roßlau nach Dessau zur Arbeit. Wahrscheinlich half uns nur, dass wir preiswert bei meinem Großvater wohnten, so dass er wenigstens im Winter den Zug benutzen konnte.

Alles durfte nicht viel kosten. Schon gar nicht warme Strümpfe für den Winter. An fertige, also gekaufte Wollstrümpfe war nicht zu denken. Mein Vater trug deshalb eisern gestrickte Wollstrümpfe aus Wolle der miesesten Qualität. Meiner Mutter blieb nichts anderes übrig, als aus der gleichen Wolle auch für mich solche zu stricken. Meinem Vater machte das kratzende Material nichts aus, schon gar nicht die völlig blasse Farbe, die in einem undefinierbaren Grau bestand. Bei mir zeigten sich aber an den Waden leichte Rötungen. Ich versuchte, diese Strümpfe so selten wie möglich anzuziehen. Das ging im Sommer ganz gut, ich trug einfach keine. Aber im Winter war das nicht möglich, zumal mein Vater darauf bestand. „Wollstrümpfe sind gesund. Ich ziehe sie an, und Du trägst sie gefälligst auch.“

Nun gab es damals Damenstrümpfe, die aus Bembergseide bestanden. Meine Mutter, eine mitleidende Seele, die die Qual meiner kratzenden und hautjuckenden Strümpfe nachempfinden konnte, opferte einfach ihr teures und wohl einmaliges Paar und schnitt es auf meine Kniestrumpfgröße zurecht. Sie erklärte mir, dass ich zuerst diese hautfreundlichen Strümpfe anziehen und dann die Wollstrümpfe darüber ziehen müsste. Danach würden die Wollstrümpfe nicht mehr so kratzen. Von da an hatte ich

keine Probleme mehr damit. Mein Vater, der mit Zufriedenheit das tapfere Tragen der Kratzstrümpfe feststellte, denn er sah nicht die Unterlage, meinte nur: „Siehst du, wenn man nur will, geht alles. Schließlich halten sie schön warm, nicht wahr?“ Ich nickte nur.

3. Mein Freund Günther Bruns (1940-1946)

Mein Freund Günther (Abb. S. →) wohnte mit mir in derselben Straße: Rodebillestraße, Dessau-Westend. Er in der Nr. 29, ich in der Nr. 21 (s. Abb. S. →). Beide Väter arbeiteten bei den *Junkers*-Flugzeugwerken. Günthers Vater war im *Junkers*-Motorenwerk beschäftigt (*Jumo*), mein Vater im Flugzeugbau (IFA). Wir lernten uns im Fähnlein 6 des Jungvolks kennen. Günther, ein blitzgescheiter Pimpf, wurde nach einem Gespräch mit dem Bannführer sofort zum Hordenführer befördert, der ehrgeizige Hans-Jürgen bemühte sich, auch zum Hordenführer ernannt zu werden, was natürlich bei einem Brillenträger wie mir nicht erfolgte. So beschloss ich, dieses Fähnlein, das am Wasserturm seinen Standplatz hatte, zu verlassen, und meldete mich um zum Fähnlein 3 am Tivoliberg. Hier allerdings war die Aussicht auf eine Beförderung ebenfalls gleich null.

Danach verloren wir uns eine Zeitlang aus den Augen, denn für die drei Dessauer Gymnasien war für die unteren Klassen wegen der Bombengefahr die Evakuierung angesagt. Günther, der in das Friedrich-Gymnasium ging, kam nach Stendal in der Altmark, und ich fand mich als Gymnasiast der Goethe-Schule in Tangermünde wieder (s. Abb. S. →). Von dieser tausendjährigen Kaiserstadt war ich fasziniert, und mit den ersten Pflegeeltern, einem Dachdecker-Obermeister und seiner Frau, richtig glücklich. Die Evakuierung für die drei unteren Klassen erfolgte nach dem Prinzip des offenen Lagers. Das bedeutete, dass alle Schüler dieser Jahrgänge bei einheimischen Familien

einquartiert wurden, die damit auch als Pflegeeltern eingesetzt waren. Die Altsprachler des damaligen Hauptmann-Loeper-Gymnasiums (nach dem Krieg wieder *Philantropinum*) kamen nach Quedlinburg.

Erst nach der Auflösung der offenen Lager beziehungsweise der umgewandelten geschlossenen Lager fanden Günther und ich wieder zusammen. In dieser Zeit, als sich das Nazi-Reich auflöste, begann für uns die Periode der unbegrenzten Experimente. Der Hauptbereich dafür war der große Löschteich der Rodebille-Schule. Zwar empfanden wir die starken Schrägen der seitlichen Wände als besonders unangenehm beim Schwimmen, aber für die U-Boot-Experimente spielten sie keine Rolle. Als U-Boot-Modelle dienten leere Kondensmilchbüchsen, die regelmäßig zwei kleine Öffnungen hatten. Sie wurden mit zwei Holzstäben verschlossen, nachdem man sie mit etwas Wasser gefüllt hatte. Je nachdem, wie voll die Büchsen dann waren, sanken sie mehr oder weniger tief unter die Wasseroberfläche. Natürlich stellten die Verschlussstäbe die Schnorchel dar. Es störte uns nicht, dass es zwei Schnorchel waren, im Gegensatz zu den Original-U-Booten, die nur einen besaßen. Vielmehr empfanden wir den Mangel, dass wir die Modell-U-Boote mit der Hand unter Wasser vorwärts schieben mussten. Ein kräftiger Stoß half da auch nicht, denn das Boot bewegte sich nicht sonderlich weit vorwärts. Wir wendeten uns deshalb bald anderen Tauchobjekten zu, nämlich den Taucherglocken. Auch hier kamen wieder Haushaltsprodukte zum Einsatz: die blechernen Marmeladeneimer. Das Hauptproblem dieser Taucherglocke war, wenn wir sie verkehrt herum mit dem Henkel unter Wasser zogen und den Kopf hineinsteckten, dass man nichts sah – weder nach vorn noch zur Seite. Wir brauchten einfach ein Fenster. Damit überforderten wir aber unsere Möglichkeiten. Wo bekamen wir das notwendige Plexiglas her, und wie sollten wir es wasserdicht einpassen? Diese Experimente wurden deshalb bald abgebrochen.